

Hartmut Böhme

Müdigkeit, Erschöpfung und verwandte Emotionen im 19. und frühen 20. Jahrhundert¹

1. Einführung

Unser Verständnis von Ermüdung und Erschöpfung ist aufs Engste mit der Arbeitsgesellschaft im 19. Jahrhundert verbunden und folglich mit dem Aufstieg der Moderne. Deren 24-Stunden-Rhythmus, ihre niemals erlahmende Dynamik und Mobilität, das ununterbrochene Strömen und Strahlen (vgl. Asendorf 1989) der Energien, Kräfte, Massen und Dinge, die Unruhe und Geschwindigkeit, die sich am konzentriertesten in der Megalopole und in den Fabriken darstellten, bezeichnen eine Gesellschaft ohne Ermüdung und Erschöpfung. Müdigkeit ist ein unerwünschtes *Survival* des vormodernen Körpers, der sich regelmäßig erholen muss, um wieder auf das Niveau der Maschinen zu kommen, die das Maß aller Dinge sind. Kein Wunder, dass in dieser Zeit die Strömungsphysik und die Thermodynamik aufkamen und mit ihnen eine kulturell erregte, gleichsam entropische Stimmung.² Anson Rabinbach (1990/2001) beschreibt, dass der ideale Grenzfall der Arbeitsphysiologie des 19. Jahrhunderts der ermüdungsfreie Organismus war: Er stünde auf einer Höhe mit den Maschinen.

Doch blieben die Kontrapunkte nicht aus: Die junge Arbeitswissenschaft, auf physikalischer (Neuro-)Physiologie beruhend, reüssierte vor allem als Ermüdungswissenschaft, die wiederum verknüpft war mit dem Zentralbegriff der Wachheit, nämlich mit dem neuen Konzept der Aufmerksamkeit. Die Großstadt ohne Schlaf und die Fabrik ohne Pause fanden ihren Gegenspieler in der ungeheuren Müdigkeit, die sich im Herzen der rastlosen Industriegesellschaft ausbreitete: als Entfremdung, Neurasthenie, chronische Erschöpfung, Depression. Dies waren

1 Wiederabdruck von H. Böhme. 2015. »Das Gefühl der Schwere. Historische und phänomenologische Ansichten der Müdigkeit, Erschöpfung und verwandter Emotionen«, zuerst erschienen in: *figurationen* 16 (1): S. 26-49. © 2015 by Böhlau Verlag GmbH & Cie. Weimar, Wien. Mit freundlicher Genehmigung.

2 Zu den ideologischen und kulturgeschichtlichen Hintergründen vgl. Neswald 2006.

Beschwerden und Pathologien, die den *Take-off* der Mobilitätsgesellschaft behinderten.

All das glauben wir heute wiederzuerkennen, wenn wir mit Byung-Chul Han (2010) von der Müdigkeitsgesellschaft (vgl. auch Ehrenberg 1998/2004; Sloterdijk 2011) sprechen: Die neurasthenischen Symptome wiederholen sich in den endemischen Depressionen und Burn-outs, denen man damals wie heute mit Sport und Lebensreform, aber auch mit Alkohol und Drogen, mit Psychopharmaka und Psychotherapie begegnet. Gewiss wird angesichts dieser peinigenen Müdigkeit auch eine andere, die tiefe, nämlich inspirierende Müdigkeit entdeckt, so bei Peter Handke (1989) – eine Müdigkeit der negativen Potenz, die das quälende »Um-zu« allen Handelns in ein ästhetisches »Nicht-zu« (Han 2010: 62) verwandelt. Nichts darf sein, was nicht eine Funktion hat; doch alles, was funktionslos ist wie diese herrliche Müdigkeit, hat Wert. Peter Handke schreibt: »Die Inspiration der Müdigkeit sagt weniger, was zu tun ist, als was gelassen werden kann. [...] Die Müdigkeit als das Mehr des weniger Ich« (1989: 74). Müdigkeit als Kunst des Gelassen-Seins, das heißt, dem Sein näher als dem Gestell und dem Gerede des Man zu sein, wie Heidegger sagen würde.

Durchaus gilt, dass in solchen Kontrapunkten zur modernen Arbeitsgesellschaft ein romantisches und rousseauistisches Erbe nachwirkt. Der Diskurs darüber, dass die Kultur und ihre Fortschritte einen unerwarteten Preis kosten, wurde von Jean-Jacques Rousseau angestoßen: Sie schlagen auf die Gesundheit und Natürlichkeit des Menschen zurück. Und diese zerrüttende Denaturierung wird zum Kern des Diskurses zunächst über Degeneration und später über Dekadenz als Folgen der Zivilisation. Diese kulturkritische Strömung gehört zu den Attitüden der Selbstbeobachtung des Bürgertums, das zu den Antreibern ebenjenes technisch-industriellen Fortschritts und jener großstädtisch-hektischen Lebensformen gehört, unter denen es dann zu leiden beginnt. Die Spaltung in Wirtschaftsbürgertum und Kulturbürgertum spiegelt die zumindest ambivalente Haltung dieser Klasse.

Die Rousseausche Linie wurde, außerhalb der Politik und der Philosophie, vor allem in der literarischen Romantik und in der romantischen Medizin aufgenommen. Wesentliche Momente des Erschöpfungs- und Neurasthenie-Diskurses wurden hier vorgeprägt. Auch das kategoriale Inventar der zivilisationskritischen Diagnosen, nämlich das Paradigma der Nerven und das mit ihm sofort fusionierte Modell der Elektrizität, ist in der romantischen Medizin in direkter Koppelung mit der romantischen Ästhetik und Erzählkunst entwickelt worden. Wirft man einen Blick auf romantische Novellen – Ludwig Tiecks *Des Lebens Überfluß*, *Der blonde Eckbert*, *Die Elfen*, E. T. A. Hoffmanns *Der goldne Topf*, *Der Artushof*, *Die Bergwerke zu Falun*, Joseph von Eichendorffs *Aus dem Leben eines Taugenichts*, *Das Marmorbild* und viele andere mehr –, so bemerkt man, dass hier durchweg Jünglinge (kaum junge Frauen) geschildert werden, welche sich einer Integration ins bürgerliche Erwerbs- und Berufsleben deswegen verweigern, weil ihre Bedürfnisse auf funktionslose Muße, schweifendes Phantasieren, ästhetische Expression und vor allem auf ein reiches Gefühls- und Liebesleben zielen – im Gegensatz zu den braven, trockenen, kalten, angepassten, arbeitsamen, aber eben auch langweiligen Gegenfiguren, mit denen die Künstlerjünglinge zumeist eine polare Paarung bilden, wie dies schon, modellbildend, mit Wilhelm und Werner in Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* der Fall war. Erschöpfende Arbeitswelt und strenge Pflichtethik treten erstmals zu erfüllter Muße und arbeitsloser Phantasieaktivität in einen Widerspruch.³ Dieser ist für die Söhngeneration der Aufklärungsväter charakteristisch und wird im Laufe des 19. Jahrhunderts zum Epochenwiderspruch der bürgerlichen Gesellschaft. Viele Leitdifferenzen entspringen hier: Erfüllung versus Entfremdung, Muße versus Arbeit, Lust versus Pflicht, Liebe/Leidenschaft versus Ehe/Familie, Künstlerdasein versus Berufs(beamten)leben, volle, ereignishafte versus leere, repetitive Zeit, Phantasie versus Verstand usw. Von solchen Dualismen wurden auch die medizinischen und psychiatrischen Diskurse bestimmt. Je nach Position des Autors wurden

3 Vgl. dazu ausführlicher: Dischner 1980; Asholt/Fähnders 1991; Stumpp 1992; Fuest 2008.

die ruhelose Zivilisation und drückende Arbeitslast – als Überbordung des Subjekts – für die Psychopathologien und nervösen Krankheiten verantwortlich gemacht, oder es wurden umgekehrt die Künstler, Außenseiter, Bohemiens, Dandys, Flaneure, Arbeitsverweigerer, Drop-outs und Alkoholiker als degenerierte oder dekadente Subjekte stigmatisiert, von denen sich fernzuhalten jedem Bürgersohn und jeder höheren Tochter dringend angeraten wurde.

Doch auch Nietzsche wendet sich gegen solche »Verkündiger der grossen Müdigkeit« (1988a: 300). Für ihn ist diese dekadent, eine »andere Welt«, die ein »*Synonym des Nicht-seins, des Nicht-lebens, des Nicht-leben-wollens*« (1988d: 354) ist, »die gefährlichste und unheimlichste Form aller möglichen Formen eines ›Willens zum Untergang‹, zum Mindesten ein Zeichen tiefster Erkrankung, Müdigkeit, Missmuthigkeit, Erschöpfung, Verarmung an Leben« (1988c: 18 f.). Müdigkeit, Erschöpfung und Dekadenz sind bei Nietzsche fast austauschbar. Wenn früher die Religion die »zur Epidemie gewordenen Müdigkeit und Schwere« (1988e: 378) bekämpfte, so sind es in der industriellen Arbeitsgesellschaft die Medizin und Psychiatrie. Freche Pamphlete wie *Le droit à la paresse* (1883/1966) von Paul Lafargue waren hingegen ein Anschlag auf die Primärtugenden der Gesellschaft, zu denen nicht das Recht auf, sondern die Pflicht zur Arbeit gehörte.

Man muss sich klarmachen, dass Müdigkeit und Erschöpfung zwar zu allen Zeiten als Phänomene vorgekommen sein mögen. Ihr Aufstieg indes zur Epochensignatur zeigt in der Geschichte der physischen Befindlichkeiten, Emotionen und Mentalitäten dennoch eine Besonderheit. Das Zeitalter als eines der Nerven zu bezeichnen, ist historisch singulär.⁴ Für die zeitgenössischen Beobachter schwankte die Lebens- und Spannkraft permanent zwischen Überspannung und Erschlaffung, Überreizung und Reizarmut. Nichts war so sehr ein Resonanzraum der seelischen Erregungen und Stimmungen, der körperlichen Mühen und Lüste, der zivilisatorischen Anstrengungen und Vergnügungen wie das System der

4 Vgl. die große Studie von Radkau 1998; sowie Roelcke 1999; Worbs 1983; Diersch 1973; Eckart 1997.

Nerven, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts eine beispiellose Karriere in der Medizin und in öffentlichen Diskursen gemacht hatten. Die Nerven reagierten sensibel oder irritiert auf die endogenen Prozesse von Körper und Seele ebenso wie auf die exogenen Impulse der Zivilisation. Sie waren wie nichts anderes geeignet, zur Leitmetapher der Zivilisationskrankheiten und damit zum Titel der Zivilisation selbst zu werden. Es ging nicht mehr um die Trägheit der notorischen Faulpelze, Vagabunden, Armen, Bettler, die Überarbeitung der gepressten Bauern, um Furcht und Zittern der armen Söldner, um die *acedia* der Mönche und die *melancholia* der Gelehrten und Dichter, nicht mehr um die blasierten Müdigkeiten der gelangweilten Hofadligen, nicht um die *desperatio* hochbegabter bürgerlicher Hofmeister oder die Erschöpfung zügelloser Libertins. Zweifellos hatten sie alle in der einen oder anderen Weise mit Müdigkeit und Erschöpfung zu tun. Doch diese alteuropäischen Müdigkeiten trugen eine andere soziale Physiognomie, erfuhren andere, nämlich metaphysische, moralische oder christliche Deutungen – oder sie versanken im Bauch jener Geschichte, von der keine Diskurse und Berichte Zeugnis geben, eine nichtsignifikative Masse von Bedeutungslosigkeit, in deren Stummheit sich Müdigkeit und Erschöpfung verummmt hatten.

Müdigkeiten sind von einer solchen Trivialität, dass es besonderer Umstände der Geschichte bedarf, damit sie überhaupt in den Fokus von Diskursen treten. Wenn dies geschieht, dann allerdings erkennen wir, dass die Müdigkeit eines Gelehrten, Mönchs oder Bauern im Mittelalter etwas völlig anderes ist als die des Gymnasiasten (in Frank Wedekinds *Frühlings Erwachen*, 1891), des Arbeiters (in Friedrich Engels' *Die Lage der arbeitenden Klassen in England*, 1848) oder des Soldaten (in Georg Büchners *Woyzeck*, 1837). Die des Irdischen müde gewordene Seele Hildegards von Bingen ist nicht zu vergleichen mit der zwischen hysterischer Reizflut und Langeweile gespaltenen Neurasthenie einer mondänen Ehefrau in Wien oder Paris.

Die moderne Müdigkeit ist im Kern ein Element der hochorganisierten Arbeit – dort taucht sie zuerst auf und formatiert die Diskurse über Neurasthenie, später dann über Stress, Burn-out und Depression. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo es stets um die effiziente Synthese von anorganischer (maschinaler) und organischer (körperlicher) Arbeit ging, war man über den Ersten Hauptsatz der Thermodynamik – Umwandlung und Erhaltung von Energie – ebenso entzückt wie zutiefst erschrocken über den Zweiten Hauptsatz, nämlich die irreversible Zunahme der Entropie. Die Moderne trat ins Zeichen einer Welt-Erschöpfung. Anson Rabinbach schreibt:

„Die endemische Unordnung der Ermüdung – die augenscheinlichste und hartnäckigste Mahnung an den halsstarrigen Widerstand des Körpers gegenüber unbegrenztem Fortschritt und Produktivität – begleitete die Entdeckung von Krafterhaltung und Entropie. Die Ermüdung wurde zur permanenten Nemesis eines Europas der Industrialisierung. (Rabinbach 1990/2001: 14)

Mit der Ermüdung fand erstmals eine negative Kraft, eine Abwesenheit, Eingang in die Selbstbeschreibung der Moderne: die Abwesenheit von Frische, Aufmerksamkeit, Spannung, Aktivität, Kraft, Produktion. Diese ließen sich nur von ihren Grenzen in der Ermüdung her verstehen, ja, die Fortschrittsaspirationen des Jahrhunderts kippten sogar ins Gegenteil: Die entropische Müdigkeit, die Neurasthenie und die allgemeine Überreizung und Erschlaffung sind der Normalzustand gegenüber den Phasen manischer Arbeit, welche die Müdigkeit immer nur unterbrechen.

Wie viele andere hatte auch Nietzsche dies erkannt, wenn er unter dem Titel »*Musse und Müsiggang*« schreibt und dabei, als hätte er George Miller Beards *American Nervousness* (1881) gelesen, die »athemlose Hast der Arbeit – das eigentliche Laster der neuen Welt« betont:

Denn das Leben auf der Jagd nach Gewinn zwingt fortwährend dazu, seinen Geist bis zur Erschöpfung auszugeben, im beständigen Sich-Verstellen oder Ueberlisten oder Zuvorkommen: die eigentliche Tugend ist jetzt, Etwas in weniger Zeit zu thun, als ein Anderer. Und so giebt es nur selten Stunden der erlaubten Redlichkeit: in diesen aber ist man müde und möchte sich nicht nur »gehen lassen«, sondern lang und breit und plump sich *hinstrecken*. (Nietzsche 1988b: 556 f.)

Dem Druck und dem Tempo der Arbeitswelt korrespondiert nicht mehr die erfüllte Muße, sondern die Erschöpfung und, als eine Art passiven und semantisch leeren Widerstands, die Langeweile. Wo soll noch Erholung stattfinden? In den Megalopolen führt selbst die Zeit außerhalb der Arbeit, die ›Freizeit‹, zur Erschöpfung der Nerven.

Ermüdungswissenschaft

Im *Handbuch der Arbeitspsychologie*, das 1927 vom Direktor des Berliner Kaiser-Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie unter dem Titel *Körper und Arbeit* herausgegeben wurde, findet sich eine lange Abhandlung, »Die Theorie der Ermüdung« (1927), von Arnold Durig (1872-1961). Der österreichische Professor für Physiologie an der Universität Wien war hierfür bestens qualifiziert: Er hatte mehrere Forschungs Expeditionen, unter anderem ins Monte-Rosa-Massiv, absolviert. In der Nachfolge des Galilei der Ermüdungswissenschaft, des Turiner Experimentalphysiologen Angelo Mosso (1846-1910), hatte Durig experimentelle Feldstudien über Ermüdungsverläufe in 4500 Metern Höhe durchgeführt, an eben jenem höchsten italienischen Gipfel, wo Mosso seine spektakulären höhenklimatischen, ermüdungs- und atemphysiologischen Feldstudien vorgenommen hatte. Mosso hatte 1891 sein alsbald berühmtes Werk *La fatica* (1891/1892)⁵ publiziert, auf dem Höhepunkt der internationalen Forschung zur Physiologie der Ermüdung sowie zur Neurasthenie in Europa und den USA.

Arnold Durig stand in dieser Tradition – doch sein Resümee fällt 1927 niederschmetternd aus, wenn er schreibt: »Sicherlich ist in neuerer Zeit die Bedeutung der experimentellen Ermüdungsforschung ganz wesentlich überschätzt worden. Es wird sich zeigen lassen, daß wir ein quantitatives Maß für die Bestimmung der Ermüdung überhaupt nicht besitzen« (1927: 199). Auch wenn sich im Zuge der experimentellen Physiologie des 19. Jahrhunderts die empirische, physiologische wie psychologische, statistische wie organisatorische Arbeitswissenschaft gebildet hatte: Die hochfliegenden Erwartungen hatten sich nicht erfüllt.

5 Der deutschen Übersetzung folgten sehr schnell englische und französische.

Man hatte, wie Anson Rabinbach (1990/2001) in seiner fundamentalen Studie getitelt hatte, auf allen Ebenen den Menschen strategisch als Motor Mensch konzipiert. Mensch und Maschine wurden homogenisiert. Mithilfe der Gesetze der physikalischen wie physiologischen Mechanik sollte die Arbeitswelt organisiert werden. Dafür musste man nicht nur die Arbeitsvollzüge messen – ein großes Vorhaben des 19. Jahrhunderts. Sondern man musste auch den Energieverbrauch berechnen und die Verlaufskurven der Ermüdung ermitteln. Die Fabrik als ein Ensemble von Maschinen und Arbeitern war als ein gigantisches Energie-, Arbeits- und Stoffwechsel-Unternehmen konzipiert, in welchem alles und alle nur als mechanische Elemente der Produktionsflüsse berücksichtigt wurden. Und parallel galt dies etwa auch für das Heer oder die Schule.

Angelo Mosso hatte noch angenommen, er könne das »Gesetz der Erschöpfung« (1892: 150-177) sowohl in der körperlichen wie in der geistigen Arbeit ermitteln. Es galt, die Anforderungen der Arbeitswelt –, besonders der Industrie, aber auch der Schule und der intellektuellen Berufe, – und das Interesse am Erhalt der Arbeitskraft auszugleichen. Dies sollte über die »Bioenergetik des Menschen« (Vatin 1998: 350) gelingen, die zwischen der physikalischen Arbeit, wie sie etwa die Dampfmaschine leistete, und der physiologischen Arbeit des Menschen eine Brücke zu bauen versprach. Ziel war es, nomothetische Regeln und praktische Handreichungen für die Organisation und Methoden der Arbeit anzubieten – zum Besten einer überlasteten Gesellschaft. Doch die Hoffnung trog. Die extrem vielen methodischen und empirischen Probleme, die sich bei den ergographischen Experimenten einstellten, weckten immer mehr Zweifel gegenüber so starken Annahmen wie denjenigen der Ermüdungsforscherin und Direktorin des Laboratoriums der Psychophysiologie der Universität Brüssel, Josefa Joteyko (1866-1928). Joteyko glaubte, eine mathematische Formel für die Ermüdungskurven gefunden zu haben, in der physikalische, muskuläre, intoxikatorische, nervöse Parameter berücksichtigt waren: Damit schienen die wesentlichen Faktoren der Energieumwandlungen bei der Arbeit, aber auch der Grenzwert der

Erschöpfung der körperlichen Ressourcen erfasst werden zu können. Die Kluft, welche im neuen Zauberwort der ›Psychophysiologie‹ nur terminologisch überspielt wurde, war im Geiste einer »triumphierenden szientifischen Philosophie« (Vatin 1998: 360) geschlossen. Doch war immerhin der paradigmatische Übergang von der Physiologie zur Psychophysiologie der Arbeit und damit ins Zeitalter der Nerven vollzogen. Es gab, unabhängig von der Form der Arbeit, ob physisch oder geistig, nur noch eine einzige Ermüdungsart, nämlich die Erschöpfung der Nervenkraft. So war die Arbeits- und Ermüdungswissenschaft in den Bann der allgemeinen Neurasthenie geraten. Doch so wie in den 1920er Jahren niemand mehr von der Neurasthenie sprach, die vor 1914 als *mal du siècle* gegolten hatte, so war auch der positivistische, physikalisch bestimmte Physiologismus des 19. Jahrhunderts als Universalschlüssel zur Entzifferung körperlicher Prozesse und Belastungen untergegangen – jedenfalls in jener Weltbild generierenden Ausrichtung, für die Helmholtz, Du Bois-Reymond oder Ernst Mach, aber eben auch Angelo Mosso oder der junge Arnold Durig vor 1914 gestanden hatten.

So schreibt Durig 1927, als er den epistemologischen wie ontologischen Bruch zwischen Physik und Physiologie, und damit zwischen Maschinen und Menschen, längst vollzogen hatte:

Vorläufig verfügen wir über kein einziges verlässlich quantitatives Verfahren, das imstande wäre, den Menschen gleich wie eine Maschine, der der eigene Wille fehlt, auf die Leistungsfähigkeit zu prüfen, und doch liegt darin das Schwergewicht der ganzen Ermüdungsforschung zum Schutze des Arbeitnehmenden gegenüber frühzeitiger Abnutzung. (Durig 1927: 208)

Trotz dieser Skepsis spürt man noch bei Durig, was Ermüdungsforschung vor dem Weltkrieg gewesen war: Sie diente der Erkenntnis von Ermüdung als der komplementären Kategorie zur Arbeit, die zweifelsohne im Mittelpunkt des 19. Jahrhunderts stand – in der Physik sowohl wie in der Ökonomie. Erschöpfung ist eine Steigerung der Ermüdung, die ihrerseits »als etwas Zweckmäßiges« verstanden wird, nämlich als physische Rückkoppelung, die »allzu großer Beanspruchung vorbeugen oder eine

Übermüdung verhindern soll« (Durig 1927: 201). Man hatte, wie Philipp Felsch bemerkt, entdeckt, dass Ermüdung nicht einfach die Negativform der mechanischen Arbeit ist, sondern als »eine Körpererscheinung von eigenem Recht positiviert« (Felsch 2006: 112) werden muss. Ermüdung ist ein eigenleiblicher, weder phänomenologisch noch chemisch durchschaubarer Prozess, der zwar zur allgemeinen »Thermodynamik des Lebens« (ebd.: 115) gehören mag, doch in seiner leiblichen Übersetzung, zum Beispiel als Ermüdung der Nerven, zu den elementaren Gegebenheiten des Subjekts gehört.

Ermüdung wird darum jeder arbeitenden Person als natürliche Reaktion zugebilligt. Den Arbeits- und Ermüdungswissenschaftlern kommt es vor allem auf die zu kalkulierende »Spanne Zeit« an, die für »eine vollkommene Erholung« (Durig 1927: 208) nötig ist. Erschöpfung tritt hingegen ein, wenn »eine Leistung bis zum vollkommenen Versagen fortgesetzt« (ebd.: 209) wird und eine längere Zeit erforderlich ist, um die Arbeitsfähigkeit wieder herzustellen: für Fabrikherren oder Arbeiter, Schüler oder Lehrer, Schriftsteller oder Kellner gleichermaßen der *Worst Case*.

Von beidem, Ermüdung wie Erschöpfung, ist das »Ermüdungsgefühl« als ein »Gemeingefühl« der Person zu unterscheiden. Das Ermüdungsgefühl muss nicht der »Größe der vollbrachten Leistung« (Durig 1927: 204) korrespondieren, sondern stellt eine subjektive Befindlichkeit dar. Diese ist ihrerseits reaktiv, nämlich ein Symptom der sozialen oder biographischen Bedingungen des Subjekts.

During geht es indes weniger um diese emotionalen Imponderabilien als vielmehr um die apparativen »Methoden der Ermüdungsmessung« (Durig 1927: 217-246), worin er noch immer dem Erbe Angelo Mossos und seinem Messfetischismus, besonders dem Ergographen, anhängt. Dies ist bis heute der Megatrend in der Arbeits- und Sportphysiologie (vgl. Hoberman 1998), auch wenn Durig am Ende seiner auf den neuesten Stand der Technik gebrachten Sichtung des Apparateparks feststellen muss, »daß es überhaupt keine Methode gibt, mit welcher Ermüdung auch

nur einigermaßen exakt gemessen werden könnte« (1927: 244). Dies ist eine betrübliche Feststellung, ging es doch darum, die Arbeit im doppelten Sinn zu optimieren: Zum einen sollte langfristig, gegen den Alterungsprozess, die »Lebensarbeitsmenge« (ebd.: 197) möglichst hoch gehalten werden. Zum anderen war ein möglichst ermüdungsfreies Leistungsniveau ohne Ermüdungsausfälle zu garantieren. Man erkennt die prekäre Stellung der Arbeitswissenschaftler zwischen tayloristischer Rationalisierung der Arbeit und der erschöpfenden Ausbeutung im Dienst der Rendite.

Phänomenologie

Im Folgenden behandle ich die phänomenologische, aber auch die literarische Sicht auf Ermüdung und Erschöpfung. Gilles Deleuze schreibt über die Filme Samuel Becketts, der in der Literatur gewiss einer der größten Ermüdungskünstler war (in dem Sinn, wie es Hungerkünstler à la Kafka gibt). Deleuze beginnt mit dem Satz: »Erschöpft sein heißt sehr viel mehr als ermüdet sein.« Und er fährt nach einem Zitat von Beckett fort: »Der Ermüdete verfügt über keinerlei subjektive Möglichkeit mehr, er kann also gar keine objektive Möglichkeit mehr verwirklichen. [...] Der Ermüdete hat nur ihre Verwirklichung erschöpft, während der Erschöpfte alles, was möglich ist, erschöpft« (Deleuze 1992/1996: 51). Der Müde kann nichts mehr verwirklichen, auch wenn die Möglichkeit dazu objektiv bestünde: *coniunctivus potentialis*. In diesem Sinn ist Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften in Robert Musils gleichnamigen Roman, einer, der müde von allen Handlungsschablonen, Berufen und Eigenschaften ablässt, ein Mann, der sich, trotz seiner Handlungspotenziale, aufgrund der Ausgelaugtheit der gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Welt bewusst für einen Zustand des »aktiven Passivismus« entscheidet. Der Erschöpfte hingegen kann nichts mehr verwirklichen, weil alles aktualiter bereits verwirklicht ist, selbst wenn er subjektiv die Möglichkeit, etwas zu verwirklichen, noch hätte: *coniunctivus irrealis*.

Man erkennt den an Aristoteles, Leibniz und Spinoza geschulten Philosophen Deleuze. Wichtig ist hier die Unterscheidung von *energeia* und

dynamis (ἐνέργεια und δύναμις), von *actus* und *potentia*. Beim Ermüdeten ist die *dynamis*, die *potentia*, also das *Vermögen* zur Verwirklichung von Möglichkeiten, erloschen – jedenfalls *jetzt* und *hier*. *Jetzt* geht nichts mehr, aber vielleicht morgen, nach einer Erholung des Vermögens; *hier* in den Armmuskeln geht nichts mehr, obwohl das Subjekt psychisch und mental noch zur Tätigkeit aufgelegt sein mag: Motivation, Wille, Wunsch mögen noch bestehen, die Potenz zur Verwirklichung aber ist in der Ermüdung zusammengesunken, sozusagen zur A-dynamis, zur Im-potenz geworden.

Anders steht es mit der Erschöpfung, die Deleuze einen »entschiedenen Spinozismus« nennt: »Es gibt nichts Mögliches mehr«, das als ›passive Potenz‹ sich zur Aktualisierung anböte: Das Wirkliche bzw. das Verwirklichte hat die Möglichkeiten erschöpft (im Sinne von ›ausgeschöpft‹). In konkreten Situationen des Subjekts A angesichts der Wirklichkeit XYZ besteht indes eine Ungewissheit: »Erschöpft er das Mögliche, weil er selbst erschöpft ist, oder ist er erschöpft, weil er das Mögliche erschöpft hat?« (Deleuze 1992/1996: 51) Was heißt das? Im ersten Fall hat sich das Selbst erschöpft – und eben darum hat es das ihm Mögliche erschöpft. Zum Beispiel: Aus dem Marmorblock habe ich die *mir mögliche* Form herausgeholt; und das erschöpft *mich*, aber nicht die *objektive Möglichkeit* beziehungsweise die ›passive Potenz‹ des Marmors zu mannigfaltigen Formen. Im zweiten Fall habe ich die im Marmorblock überhaupt nur mögliche Form herausgearbeitet – etwa als kanonisierte Form aller Formen, als klassische Idealform. Und diese Erschöpfung der passiven *potentia* in der hier und jetzt aktualisierten Form erschöpft zugleich die ›aktive Potenz‹ des Künstlers, da nichts bleibt, was von der *dynamis* noch in *energeia* transformiert werden könnte. Das ist eine Erschöpfung, die in der verwirklichten Welt vorliegen mag, als ihre objektive Form. Diese schneidet das Subjekt von jeder weiteren Aktualisierung ab, die nicht einmal mehr denkbar ist.

Wir erkennen darin diejenige Erschöpfung, in deren negative Faszination die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts geraten war, als man gemäß dem

Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik die Entropie überall schon zur Verwirklichung drängen sah. Der Kältetod ist die universale Erschöpfung aller Möglichkeiten, eine exhaustierte Welt, die nicht mit der apokalyptischen Welt oder dem Memento mori zu verwechseln ist. Angesichts einer solchen Zeitstimmung sind nicht mehr Subjekte müde und erschöpft, sondern die Welt drängt ihrer finalen Erschöpfung zu, wenn diese nicht bereits eingetreten ist. Das ist die Stimmung der Neurastheniker um 1900: »Ganz vergessener Völker Müdigkeiten / Kann ich nicht abtun von meinen Lidern«, heißt es bei Hofmannsthal (1979b) in seinem Gedicht *Manche freilich ...* von 1895.

Subjektiv mag sich dies niederschlagen in der finalen Erschöpfung von Melvilles Bartleby (1853/2007; vgl. auch Deleuze 1989/1994; Agamben 1993/1998; Han 2010: 48-55), dessen maschinenhaft repetierter Satz »*I would prefer not to*« nicht einmal das kraftvolle Nein zu einer Möglichkeit enthält, weil es jenseits dieser noch andere, verlockendere Möglichkeiten gäbe. Sondern in diesem Satz stellt sich ein Verlöschen von Welt und Ich, von *dynamis* und *energeia* in einer grenzenlosen Erschöpfung dar. Das Maschinenhafte des »Motor Menschen« Bartleby, der sich der Ödnis seiner entfremdeten Arbeitswelt entziehen will, wiederholt sich noch in der einzig ihm verbliebenen Sprachgeste. Seine Sprache eröffnet aber nicht mehr einen Raum des Möglichen, das zur Verwirklichung drängt. Vielmehr schrumpft Bartlebys Sprache zu einer leeren Negation, welche die totale Erschöpfung anzeigt und zwanghaft wiederholt, bis er schließlich als Human-Abfall entsorgt wird: Welt und Ich enden in ihrer Nichtmöglichkeit. Deleuze nennt solche Wiederholungen, die für Freud Anzeichen einer Zwangsneurose wären, »exhaustive, das heißt erschöpfende Serien«. »Aber nur der Erschöpfte kann das Mögliche erschöpfen, weil er auf alle Bedürfnisse, Vorlieben, Ziele oder Sinngebungen verzichtet hat« (Deleuze 1992/1996: 55). Darin erkennen wir Melvilles Bartleby und Becketts negative Helden wieder, niemals aber die unermüdlichen Helden Kafkas, die in der Illusion der noch nicht ausgeschöpften Möglichkeiten befangen sind.

Die Melvillesche oder die Beckettsche Erschöpfung sind etwas ganz anderes, als wenn wir im Vermögen der Möglichkeitsfülle stehen und jede Aktualisierung auch das dabei Nichtrealisierte wachruft. Dann werden wir zwar in dieser Endloskette neuer Möglichkeiten ermüden, aber niemals uns erschöpfen. Denn der Horizont der *potentia* wächst mit dem Horizont der *actus*, der Verwirklichungen und Verrichtungen, immer mit. »*Actus*« heißt auch das Treiben, der sich aus der *potentia* realisierende Trieb. Und so lange diese *energeia* nicht selbst erschöpft ist, ermüden wir zwar, aber wir erschöpfen uns nicht und wir erschöpfen auch nicht das Mögliche.

Vergessen wir nicht, dass Bartleby auch das Symptom einer harten Arbeitswelt und sozialen Tristesse ist und dass die Bartlebys dieser Welt eine zentrale Herausforderung für die Ermüdungs- und Arbeitswissenschaftler des 19. Jahrhunderts waren. Ermüdung und Erschöpfung haben ihre sozialen Orte und sozialen Verteilungen.

Das wusste auch der junge Hofmannsthal, wenn er in dem schon zitierten Gedicht *Manche freilich ...* die Lebensmöglichkeiten schicksalhaft ausgeteilt sieht nach »oben« und »unten«. Ganz aristotelisch ist das Unten mit der Schwere und dem Dunklen, das Oben mit dem Leichten und Lichten verbunden. Das Niederdrückende, Schwermütige, Depressive ist, wie in der klassischen Elementen- und Temperamentenlehre, das Erdhafte, über dem, wie es heißt, sich die Luft und das Reich der Sterne, der Sibyllen und Königinnen erhebt, freilich an das dunkle Schwere gebunden. Das lyrische Ich, ganz sicher eher ein Bewohner des oberen Schiffsdecks, ist gerade von dieser Schwere fasziniert und kann selbst das »stumme Niederfallen ferner Sterne« nicht von sich distanzieren. In die Melancholie des lyrischen Tons ist der Schrecken eingewoben über all das Nebeneinander und »Durcheinander« in der Textur des Daseins. Das Gedicht (das selbst eine »schlanke Flamme oder schmale Leier« ist) ist gestimmt auf den Ton der Schwermut, affiziert vom *taedium vitae*, vom *mal du siècle*, und doch in der Schlussvolte ausgerichtet auf ein unbestimmtes und vielleicht unsagbares »Mehr-als« (»mehr als dieses Lebens / Schlanke Flamme oder

schmale Leier«): ein Mehrwert, der vom unerschöpflichen, ebenso anti-entropischen wie anti-depressiven Leben garantiert zu sein scheint.

Gewiss ist dies ein Einklang Hofmannsthals mit der Lebensphilosophie, welche um 1900 als Antidot gegen Neurasthenie, Melancholie, Neurose, gegen Dekadenz und auch gegen soziale Depravierung, kurz: gegen die erschöpfenden Momente von Gesellschaft und Kultur, aufgeboten wurde. Nietzsche fragte in seinem Plan zu einem ungeschriebenen Buch über *décadence*: »Wohin gehört unsere moderne Welt, in die Erschöpfung oder in den Aufgang? – ihre Vielheit und Unruhe bedingt durch die höchste Form des Bewußtwerdens« (1988d: 418). Damit erfasst er klar den psychologischen Konnex von Reflexionsüberhang, Differenzierung und Unruhe. Tissié propagierte gegen die depressive Müdigkeit der Gesellschaft gymnastische Körperausbildung und Hygiene; andere fügten gesunde Ernährung, naturnahe Lebensform und kräftigende Arbeit als Heilsbringer hinzu. Für Literaten wie Huysmans und Wilde bis hin zu Hofmannsthal hingegen sollten die Künste und ihre Artefakte eine Sphäre von Preziosität und Unerschöpflichkeit sichern. Doch dann wurde im Innersten der Kunst die Lebensferne entdeckt, so dass gerade das Mittel und Medium, das gegen die Müdigkeit aufgeboten wurde, diese Müdigkeit bis zur Erschöpfung trieb. Dies war Thomas Manns großes Thema. In den *Buddenbrooks* schildert er die Exhaustierung von Lebenskraft über drei Generationen hin, im *Tod in Venedig* stellt er den Zusammenhang von Disziplin und Erschöpfung als Problem des alternden Künstlers dar.

Mustert man die Wortfelder für Ermüdung, Erschöpfung usw., so fallen zwei semantische Achsen auf: die *vertikale Bewegung* von oben nach unten, der Gravitation folgend, worin die Schwere des Körpers leitend wird und vom Lebensgefühl temporär (episodisch) oder dauerhaft (rezidivierend) Besitz ergreift – im Gegensatz zu jenen leiblichen, ebenfalls vertikal ausgerichteten Gestimmtheiten, in denen Fröhlichkeit, Liebe, Erhabenheit, Ekstase antigrav erhebend wirken, nämlich Gefühle des Leichten, Aufwärtsdrängenden, ja Schwerelosen wecken. Der Ermüdete oder Erschöpfte spürt dagegen ein unwiderstehliches

Niedersinken, ein Drängen in die horizontale Lagerung, gegen das schon die aufrechte Haltung, die uns als *Homo erectus* auszeichnet, eine fast zu große Anstrengung bedeutet. Mensch zu sein bedeutet, sich aufrecht halten, was eine Spannung und Anstrengung erfordert, doch darin auch eine Selbstmächtigkeit ausdrückt. Das wussten schon die antiken Autoren.⁶ Der Ermüdete hingegen sinkt nicht nur nieder, sondern auch in sich zusammen, hinunter auf die animalische, ja bloß vegetative Stufe des Lebens, die indes gerade die tiefe Phase der Erholung und Regeneration einleitet. Der heute psychisch oder psychophysisch gemeinte Ausdruck ›Depression‹ enthält in seiner Herkunft von ›deprimere‹ (= niederdrücken) dasjenige, was wir im Deutschen auch die Niedergeschlagenheit, Bedrückung oder Gedrücktheit nennen: Zug und Druck nach unten, womöglich ins Bodenlose, Pressure und Absturz zugleich, das Gegenteil der Verse Eichendorffs (1987): »Und meine Seele spannte / Weit ihre Flügel aus«, denn hier gewinnt das Selbstgefühl die Leichtigkeit der Vögel und der Luft (doch kann der Flug auch mit dem Tod assoziiert sein). Der schöne alte Ausdruck der ›Schwermut‹ entspricht der Melancholie, enthält aber nicht deren humoralpathologische Semantik, sondern die nach unten drückende Schwere der Seele, die sich nicht mehr aufraffen und erheben kann. Doch kannten schon die Alten das, was heute ›bipolare Depression‹ genannt wird, dass sich nämlich dunkle Gedrücktheit, quälendes Gefühlstief, affektive Leere und hoffnungslose Beschwerne mit manischen, agitierten, aber auch kreativ-schöpferischen Phasen ablösen können. Den Affektqualitäten von schwer, dunkel, leer und tief entspricht die Gestimmtheit des Leichten, Hellen, Vollen und Erhobenen.

Eine zweite semantische Achse ist die der *Spannung*, der komplementär die Entspannung, negativ indes die *Erschlaffung* entspricht. In der älteren Nerven- und Muskelforschung ist der Zustand der Spannung derjenige, aus dem heraus mentale Aufmerksamkeit und physische Arbeit erfolgen. Spannung heißt, voller Antrieb zu sein und über bereite Kraft zu verfügen,

6 Vgl. Platon 1992: 90a; Xenophon 2003: 1,4,11; Cicero 1996: II,140; Laktanz 1971: 14,1-3.

ja einen *Drive*, eine Spannkraft zur Tätigkeit zu spüren. Der ganze Mensch ›spannt‹, so wie – bei de Sade – der Phallus ›spannt‹, also *potentia*, *dynamis* zeigt, die zur Aktualisierung drängt. Diese Aktualisierung demonstriert Energie. Die ›Spannung‹ kann vormodern der Metaphorik des gespannten Bogens entnommen sein, von dem der Handlungspegel auf ein Ziel hin schnell. Oder die Spannung der Feder wird, mechanistisch gesehen, wird die Spannung der Feder zur Quelle der gespannten Kraft, aus der wie beim Uhrwerk kontinuierlich ablaufende Bewegungsarbeit gewonnen werden kann. Unbedingt moderner ist die elektrische Spannung; sie ist ein Metaphern-Quellgebiet für die Sprache der Gefühle seit der Romantik.⁷ Der elektrische Strom, der im Falle der Liebe ebenso wie der Wut durch den Körper zuckt, ist der modernere Ausdruck gegenüber dem feurigen Temperament, das der antiken Elementenlehre entstammt. Die Affektsprache stellt sich mithin von den vier Elementen langsam um auf die Mechanik von Kräften, auf die Neurologie und auf die energetischen Metaphern der Thermodynamik. Hinsichtlich der Ermüdungsforschung ergab sich aus dem Verlust der Spannkraft und der Erschlaffung der Nerven und Muskeln ein Übergang zur Neurasthenie, welche die Modekrankheit des *Fin de Siècle* war. ›Neurasthenie‹ meint die Schwäche der Nerven (*nervous exhaustion*, so George M. Beard), die ihre Nervenkraft und damit die Fähigkeit verloren hatten, den Leib unter motorische Spannung zu setzen und zu Aktivitäten zu agitieren sowie den Geist und die Aufmerksamkeit auf Ziele hin zu konzentrieren.

Kein Wunder, dass man Neurasthenie mit magnetischen und reizstromtherapeutischen Maßnahmen zu kurieren versuchte. In der Nachfolge von Albrecht von Haller und John Brown, aber auch von Johann Wilhelm Ritter oder Alexander von Humboldt sollten die Sensibilität beziehungsweise Irritabilität der Nerven gestärkt oder vor Überreizung und Überlastung geschützt werden. Gewiss gehören hierher auch die mesmeristischen und hypnotischen Kuren. Bei Brown und in der Romantik spielte die *Asthenie* (Schwäche, Erschöpfung) als somato-psychologische

⁷ Vgl. Benz 1971; Moiso 1985; Plitzner 1998; Hagen 1999; Hochadel 2003. – Natürlich gehört hierher auch das Gebiet des Mesmerismus sowie des Blitzschlages, vgl. Barkhoff 1995; Briese 1998; Schmenner 1998.

Erkrankung bereits eine Rolle. So notierte Novalis, der eine ganze Ästhetik aus den Brownschen Kategorien der Sthenie und Asthenie entwarf:

Die Nacht ist zweifach – indirecte und directe Asthenie – Jene entsteht durch Blendung – Übermäßiges Licht – diese aus dem Mangel an hinlänglichen Licht. So giebt es auch eine Unbesonnenheit aus Mangel an Selbstreiz – und eine Unbesonnenheit aus Übermaaß an Selbstreiz - - dort ein zu grobes – hier ein zu zartes Organ. Jene wird durch Verringerung des Lichtes oder des Selbstreizes – diese durch Vermehrung derselben gehoben – oder durch Schwächung und Stärckung des Organs. Die Nacht und Unbesonnenheit aus Mangel ist die Häufigste. Die Unbesonnenheit aus Übermaaß nennt man Wahnsinn. Die verschiedene Direction des übermäßigen Selbstreizes modificirt den Wahnsinn. (Novalis 1960: 620)

Neurasthenie und kein Ende

Damit sind wir bei der Neurasthenie, in der sich die Müdigkeit und Erschöpfung des *Fin de Siècle* zu einem kollektiven Phantasma verdichteten. Die Robustheit der Industrie und der Technik, die Rationalität und die Wissenschaften, das Wachstum der Städte und des Verkehrs, die Macht von Staat und Militär, die Innovationskraft der Medien und die Verschaltung von allen und allem durch Netzwerke und logistische Infrastrukturen bildeten die starke, ja unwiderstehliche und dynamische Mitte der Gesellschaft des langen 19. Jahrhunderts, das bis 1914 andauerte. Doch diese Mitte wurde ständig von den Rändern her heimgesucht: durch Alkoholismus, Degeneration, Dekadenz, Neurasthenie, Hysterie, Psychosen, Nervenkrankheiten, durch soziale Verwahrlosung und »moralischen bzw. physiologischen Schwachsinn [des Weibes]« (*moral insanity*; Paul Julius Möbius 1900; Kathinka von Rosen 1904), »Entartung« (Max Nordau 1892/2012) und Kriminalität (Cesare Lombroso 1896), durch Überreizung oder Reizarmut, Spiritismus und Okkultismus, durch krankmachende Geschwindigkeit sowie durch endemische Krankheiten wie Cholera, Tuberkulose, Typhus, Bleichsucht, Syphilis und anderes mehr. Dieser für das 19. Jahrhundert eigentümliche Widerspruch aus stämmiger Robustheit und müder Schwäche ließ, als Moment der Moderne, die Kulturkritik entstehen und mit ihr die Reflexivität und Dialektik, die für die Moderne ebenso kennzeichnend sind

wie Technik und Industrie. Ja, man kann sagen, dass es niemals zuvor eine Epoche gegeben hat, die in eins mit ihren unbestreitbaren Fortschritten und Gewinnen zugleich die eigenen Sozialpathologien und gesundheitlichen Kosten so radikal reflektierte wie das *Fin de Siècle*. In vieler Hinsicht ist die Neurasthenie vielleicht weniger eine wirkliche Krankheit als der genau rechtzeitig erfundene Spiegel, worin die triumphierende Arbeitsgesellschaft ihr erschöpftes Antlitz studieren konnte. In anderer Hinsicht ist die Neurasthenie eine unbestimmte, alle möglichen Symptomaten inkludierende, weder nur physische noch nur psychische, weder nur neurologische noch nur soziale Krankheit, doch irgendwie ist sie alles zusammen. Wenn man im Warenhaus die glitzernde Schauseite der Warengesellschaft erblicken konnte (wie Émile Zola in *Au Bonheur des Dames* [1884/1988] schildert), dann darf man die Neurasthenie geradezu als den Kramladen für die *odds and ends* des 19. Jahrhunderts bezeichnen. Die schön verpackten Frauen und literarischen Elegants, in Salons und auf Boulevards gleichermaßen zu Hause, mit müden Gesten und feinsinnigen Bonmots, in bleicher Schönheit, gelagert in weichen Fauteuils, die Huldigungen der Männer und die besorgten Blicke der Ärzte hinnehmend – und auf der andere Seite die ausgelaugte Fabrikarbeiterin, bleichsüchtig mit fünf Kindern und einem aggressiven Alkoholiker in einer lichtlosen Zweizimmerwohnung lebend, und schließlich die jungen Burschen, die kraftlos ihrem stundenweise vermieteten Schlafplatz entgegenwanken: Sie alle sind, mit Herman Bang (1857-1912) zu sprechen, *Hoffnungslose Geschlechter* (1880/2013). Sie müssen nicht wie Bangs Protagonist aus alter, vornehmer, aber bis ins Mark degenerierter Familie stammen oder wie Bang selbst das Leben eines literarischen Dandys führen, von Drogen zerrüttet und Depressionen heimgesucht. William Hög und Bernhard Hoff, die Protagonisten Bangs, sind mit Jean Floressas des Esseintes (Huysmans 1884/1981) Brüder im Geiste des Verfalls und des Lebensüberdrusses. Aber alle sind mit Stil und Bewusstsein Neurastheniker, und sie gehören, ästhetisch wie moralisch gesehen, zur Elite der Dekadenz.

Der 19-jährige Hofmannsthal schreibt im Essay über Gabriele D'Annunzio (Hofmannsthal 1893), dass die Väter »uns, den Spätgeborenen, nur zwei Dinge hinterlassen« hätten: »hübsche Möbel und überfeine Nerven« (Hofmannsthal 1979a: 174). Der junge Dichter diagnostiziert die »unheimliche Willenlosigkeit« (ebd.: 177) seiner Generation und die »unheimliche Gabe zur Selbstverdoppelung« gerade bei Intellektuellen, deren schizoide Selbstreflexivität von dunkler Schwermut überschattet und vom Wärmestrom des Lebens abgeschnitten ist. »Wir schauen unserem Leben zu« (ebd.: 175):

Heute scheinen zwei Dinge modern zu sein: die Analyse des Lebens und die Flucht aus dem Leben. Gering ist die Freude an Handlung, am Zusammenspiel der äußeren und inneren Lebensmächte, am Wilhelm-Meisterlichen Lebenlernen und am Shakespearischen Weltlauf. Modern sind alte Möbel und junge Nervositäten. Modern ist das psychologische Graswachsenhören und das Plätschern in der reinphantastischen Wunderwelt. Modern ist Paul Bourget und Buddha; das Zerschneiden von Atomen und das Ballspielen mit dem All; modern ist die Zergliederung einer Laune, eines Seufzers, eines Skrupels; und modern ist die instinktmäßige, fast somnambule Hingabe an jede Offenbarung des Schönen, an einen Farbenakkord, eine funkelnde Metapher, eine wundervolle Allegorie. (Ebd.: 176)

Lebensferne und Reflexionsüberschuss, die asthenische Schwächung des Willens und die Handlungsarmut, die nervöse Überreizung bei gleichzeitigem Ennui, die Abwehr der Wirklichkeit durch Flucht in die Imagination, der Schönheitskult wie auch die Zergliederungssucht jedweder Phänomene: Das sind durchweg Symptome, die zur Neurasthenie gezählt wurden.

Indes, was gehörte nicht zu ihr? Missbefinden, Appetitlosigkeit, Schwäche, Schmerzen, Hysterie, Schlaflosigkeit, Hypochondrie, Kopfwehattacken, krankhafte Furcht, Empfindlichkeit der Kopfhaut, Tinnitus, das Pandämonium der Phobien von Agoraphobie bis Phobophobie, sexuelle Exzesse, quälende Enthaltensamkeit, Muskelkrämpfe, vorübergehende Lähmung, Fäulnis der Zähne, übermäßiges Gähnen, Frauenkrankheiten, Unbeherrschtheit, Reizbarkeit, Verzweiflung, Störungen des Urogenitalapparates, der Verdauung, des Herzens usw. Kein Wunder, dass

George Miller Beard (1839-1883), der Inaugurator des Neurasthenie-Diskurses, dekretierte, dass diese Krankheit nicht logisch zu ordnen sei. Seit der Publikation *A Practical Treatise on Nervous Exhaustion (Neurasthenia)* (1880) und vor allem nach dem Bestseller *American Nervousness* (1881) stilisierte sich Beard in grandioser Selbstinszenierung erst als den Eponymen, dann als Entdecker der Neurasthenie. »Neurasthenia [...] ist das medicinische Central-Afrika«, konstatiert Esther Fischer-Homberger (2010: 38 ff.) ironisch. Ein gewaltiger Diskurssturm rauschte durch die USA und Europa, in den alle Krankheiten und Sozialpathologien hineingesogen wurden, die überhaupt psycho- oder physiopathologisch verdächtig schienen. Beard, der die Neurasthenie durchaus mit der amerikanischen Utopie verband, weil diese Krankheit eine Reaktion auf die forcierte Moderne sei, der die USA ihre welthistorische Spitzenstellung verdanke, hatte einem neuen Phänomen, nämlich krank durch Zivilisation zu werden, einen Namen gegeben, der sich in rasendem Tempo – man kann sagen: typisch für die Medienmoderne – ausbreitete und der Faszination der Mediziner für neurologische Pathologien einen Titel gab. Neurasthenie und Dekadenz sind für den ebenfalls vom Diskurs infizierten Nietzsche die Namen für »das niedersinkende Leben im jetzigen Europa«, »das *Verfalls-Gebilde* der Societät« (1988d: 238; Hervorh. im Orig.). Und er listet ganz im Stil der Symptomensammlungen Beards auf:

Folgen der *décadence*.

Das Laster, die Lasterhaftigkeit
die Krankheit, die Krankhaftigkeit
das Verbrechen, die Criminalität
das Coelibat, die Sterilität
der Hysterismus, die Willensschwäche, der Alkoholismus
der Pessimismus
der Anarchismus. (1988d: 255; Hervorh. im Orig.)

Und zur »*Theorie der Erschöpfung*« notiert Nietzsche:

Mit der Einsicht, daß alle unsere Stände durchdrungen sind von diesen Elementen, haben wir begriffen, daß die moderne Gesellschaft keine »Gesellschaft«, kein »Körper« ist, sondern ein krankes Conglomerat von

Kommentiert [EHI]: genauere Angabe: 38-??

Tschandala – eine Gesellschaft, die die Kraft nicht mehr hat, zu exkretieren, (1988d: 503 f.; Hervorh. im Orig.)

und darum alle schadhaften Stoffe in sich versammelt.

Der Psychiater Wilhelm Erb (1840-1921) macht es 1893 nicht anders: Zu den verursachenden Faktoren der Neurasthenie zählt er den »ins Ungemessene gesteigerten Verkehr«, »die weltumspannenden Drahtnetze des Telegraphen und Telephons«, »Hast und Aufregung«, die Verwirrung von Tag und Nacht, der Druck, der selbst »Erholungsreisen« zu »Strapazen für das Nervensystem« macht, die politischen, industriellen, finanziellen Krisen, die sozialen Kämpfe, Parteiungen und Agitationen, das immer raffiniertere und unruhigere Leben in den großen Städten«. All dies sind »Gefahren in unserer modernen Culturentwicklung« (Erb 1893: 23 f.; siehe Kury 2012: 45; Ingenkamp 2012). Die hierdurch hervorgerufene Neurasthenie, die »reizbare Schwäche«, führt zu einer »pathologische[n] Steigerung und Fixierung der Ermüdung« (Erb 1893: 12). So hatte schon Beard, auf den sich Erb bezieht, die Großstädte, Dampfkraft, Presse, Telegraph, die Wissenschaften und die geistige Tätigkeit der Frauen für die Neurasthenie verantwortlich gemacht.

Es ist nachvollziehbar, dass eine eher konservative Kritik der Moderne sich mit der Medizin verbündet, um dem chaotischen Diskurs Gewicht und Ansehen zu verschaffen. Es ist aber auch klar, dass sich in den Sammelsurien von Symptomen diffuse Modernisierungsschäden Ausdruck und Beachtung verschafften, die in der Tat ernst zu nehmen waren, auch wenn sie in der ideologischen Fusion mit Theorien über allgemeine Degeneration, Dekadenz und – so bei Max Nordau – Entartung für heutige Leser schwer erträglich sind. Der medizinische Kern ist weitgehend identisch mit dem der Ermüdungswissenschaft: Der aufgrund der Modernisierung aller Lebensverhältnisse enorm angestiegene Verbrauch an Nervenkraft führt zu einer allgemeinen Erschöpfung der psychophysischen Substanz des Individuums, aber auch des Kollektivkörpers der Gesellschaft. Die gesellschaftlichen Leiden führen zum Leiden an der Gesellschaft (vgl. Dreitzel 1972). Man ist müde, man ist der Gesellschaft müde, man ist des Lebens müde. Die Mikro- und die

Makroebene wurden im Neurastheniediskurs zusammengeschaltet, so dass schließlich die erschlafte Subjekte sich im Gleichklang mit der Ermattung und Erschöpfung der ganzen Epoche befanden. Auch wenn die Terminologie und die wissenschaftlichen Ansprüche andere geworden sind: Die zirkulierenden Diskurse über den Stress, das Burn-out und die endemischen Depressionen laufen im Prinzip noch immer auf der kulturkritischen Schiene, auf welcher der Neurastheniediskurs so erfolgreich Fahrt aufgenommen hatte. Wir sind krank, weil die Gesellschaft krank ist: Das ist ein noch immer funktionierendes Erfolgsrezept.

Literatur

Agamben, G. 1998. »Bartleby oder die Kontingenz«, in: ders., *Bartleby oder die Kontingenz*, gefolgt von *Die absolute Immanenz*, übersetzt von M. Zinfert und A. Hiepko. Berlin: Merve. (Orig. *Bartleby; o, Della contingenza*, 1993).

Asendorf, C. 1989. *Ströme und Strahlen. Das langsame Verschwinden der Materie um 1900*. Gießen: Anabas.

Asholt, W., W. Fähnders (Hg.) 1991. *Arbeit und Müßiggang. Dokumente und Analysen*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Bang, H. 2013. *Hoffnungslose Geschlechter*, übers. von G. Haefs. Hamburg: Männerschwarm Verlag (Orig. *Haabløse Slægter*, 1880).

Barkhoff, J. 1995. *Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Mesmerismus in der Romantik*. Stuttgart: Metzler.

Beard, G. M. 1880. *A Practical Treatise on Nervous Exhaustion (Neurasthenia), its Symptoms, Nature, Sequences, Treatment*. New York: William Wood & Company.

Beard, G. M. 1881. *American Nervousness. Its Causes and Consequences*. New York: Putnam.

Benz, E. 1971. *Theologie der Elektrizität. Zur Begegnung und Auseinandersetzung von Theologie und Naturwissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert*. Wiesbaden: Steiner.

Briese, O. 1998. *Die Macht der Metaphern. Blitz, Erdbeben und Kometen im Gefüge der Aufklärung*. Stuttgart: Metzler.

Cicero, M. T. 1996. *Vom Wesen der Götter. De natura deorum*, hg. und übers. von O. Gigon, L. Straume-Zimmermann. Zürich: Artemis & Winkler.

Deleuze, G. 1994. *Bartleby oder die Formel*, übers. von B. Dieckmann. Berlin: Merve (Orig. *Postface: Bartleby ou la formule*, 1989).

Deleuze, G. 1996. »Erschöpft«, in: *Quadrat, Geister-Trio, ... nur noch Gewölk ..., Nacht und Träume. Stücke für das Fernsehen*, hg. von S. Beckett. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 49-99 (Orig. *L'épuisé*, 1992).

Diersch, M. 1973. *Empiriokritizismus und Impressionismus. Über Beziehungen zwischen Philosophie, Ästhetik und Literatur um 1900 in Wien*. Berlin: Rütten & Loening.

Dischner, G. 1980. *Friedrich Schlegels »Lucinde« und Materialien zu einer Theorie des Müßiggangs*. Hildesheim: Gerstenberg.

Dreizel, H. P. 1972. *Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft. Vorstudien zu einer Pathologie des Rollenverhaltens*. München u. a.: dtv.

Durig, A. 1927. »Die Theorie der Ermüdung«, in: *Körper und Arbeit. Handbuch der Arbeitspsychologie*, hg. von E. Atzler. Leipzig: Thieme, S. 196-328.

Eckart, W. 1997. »Die wachsende Nervosität unserer Zeit«. *Medizin und Kultur um 1900 am Beispiel einer Modekrankheit*, in: *Kultur und Kulturwissenschaften um 1900. Bd. II: Idealismus und Positivismus*, hg. von G. Hübinger, R. von Bruch, F. W. Graf. Stuttgart: Steiner, S. 207-226.

Ehrenberg, A. 2004. *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*, übers. von M. Lenzen, M. Klaus. Frankfurt/M.: Suhrkamp (Orig. *La Fatigue d'être soi. Dépression et société*, 1998).

Eichendorff, J. von 1987. *Mondnacht*, in: ders., *Werke in sechs Bänden*. Bd. 1: *Gedichte. Versepen*, hg. von H. Schultz. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, S. 322 f.

Erb, W. 1893. *Ueber die wachsende Nervosität unserer Zeit*. Heidelberg: Universitäts-Buchdruckerei.

Felsch, P. 2006. *Laborlandschaften. Physiologische Alpenreisen im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein.

- Fischer-Homberger, E. 2010. »Die Neurasthenie im Wettlauf des zivilisatorischen Fortschritts. Zur Geschichte des Kampfs um Prioritäten«, in: *Neurasthenie. Die Krankheit der Moderne und die Moderne Literatur*, hg. von M. Bergengrün, K. Müller-Wille, C. Pross. Freiburg i. Br.: Rombach, S. 23-69.
- Fuest, L. 2008. *Poetik des Nicht(s)tuns. Verweigerungsstrategien in der Literatur seit 1800*. Paderborn: Fink.
- Hagen, W. 1999. »Zur medialen Genealogie der Elektrizität«, in: *Macht – Medien – Kommunikation*, hg. von R. Maresch, N. Werber. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 133-174.
- Han, B.-C. 2010. *Müdigkeitsgesellschaft*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Handke, P. 1989. *Versuch über die Müdigkeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Hoberman, J. 1998. »»Mortal Engines«. Hochleistungssport und die physiologischen Grenzen des menschlichen Organismus«, in: *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von P. Sarasin, J. Tanner. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 491-507.
- Hochadel, O. 2003. *Öffentliche Wissenschaft. Elektrizität in der deutschen Aufklärung*. Göttingen: Wallstein.
- Hofmannsthal, H. von. 1979a. »Gabriele D'Annunzio«, in: ders., *Reden und Aufsätze I (1891-1913)*, hg. von B. Schoeller in Beratung mit R. Hirsch. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag, S. 198-202.
- Hofmannsthal, H. von. 1979b. »Manche freilich«, in: ders., *Gedichte, Dramen I (1891-1898)*, hg. von B. Schoeller in Beratung mit R. Hirsch. Frankfurt/M.: S. Fischer, S. 26.
- Huysmans, J.-K. 1981. *Gegen den Strich*, übers. von H. Jacob. Zürich: Diogenes (Orig. *À rebours*, 1884).
- Ingenkamp, K. 2012. *Depression und Gesellschaft. Zur Erfindung einer Volkskrankheit*. Bielefeld: transcript.
- Kury, P. 2012. *Der überforderte Mensch: Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout*. Frankfurt/M., New York: Campus.

Lafargue, P. 1966. *Das Recht auf Faulheit & Persönliche Erinnerungen an Karl Marx*, hg. von I. Fetscher, übersetzt von E. Bernstein. Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt (Orig. *Le droit à la paresse*, 1883).

Laktanz. 1971. *Vom Zorne Gottes. De ira dei*, hg. und übers. von H. Kraft, A. Wlosok. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Lombroso, C. 1896. *Der Verbrecher (homo delinquens) in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*. Hamburg: Verlags-Anstalt & Druckerei A.-G.

Melville, H. 2007. *Der Schreiber Bartleby; Bartleby the Scrivener*. Frankfurt/M.: Büchergilde Gutenberg (Orig. *Bartleby the Scrivener*, 1853).

Moiso, F. 1985. »Schellings Elektrizitätslehre 1797-1799«, in: *Natur und Subjektivität. Zur Auseinandersetzung mit der Naturphilosophie des jungen Schelling*, hg. von R. Heckmann, H. Krings, R. W. Meyer. Stuttgart: Frommann-Holzboog, S. 59-97.

Möbius, P. J. 1900. *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*. Halle a. S.: Carl Marhold.

Mosso, A. 1892. *Die Ermüdung*, übersetzt von J. Glinzer. Leipzig: S. Hirtzel (Orig. *La Fatica*, 1891).

Neswald, E. 2006. *Thermodynamik als kultureller Kampfplatz. Zur Faszinationsgeschichte der Entropie 1850-1915*. Freiburg i. Br.: Rombach.

Nietzsche, F. 1988a. *Also sprach Zarathustra*, in: ders., *Kritische Studienausgabe*. Bd. 4. Zweite, durchgesehene Aufl., hg. von G. Colli, M. Montinari. Berlin, New York: de Gruyter.

Nietzsche, F. 1988b. *Die fröhliche Wissenschaft*, in: ders., *Kritische Studienausgabe*. Bd. 3. Zweite, durchgesehene Aufl., hg. von G. Colli, M. Montinari, 343-651. Berlin/New York: de Gruyter.

Nietzsche, F. 1988c. *Die Geburt der Tragödie*, in: ders., *Kritische Studienausgabe*. Bd. 1. Zweite, durchgesehene Aufl., hg. von G. Colli, M. Montinari. Berlin, New York: de Gruyter, S. 9-156.

Nietzsche, F. 1988d. *Nachlaß 1887-1889*, in: ders., *Kritische Studienausgabe*. Bd. 13. Zweite, durchgesehene Aufl., hg. von G. Colli, M. Montinari. Berlin, New York: de Gruyter.

- Nietzsche, F. 1988e. *Zur Genealogie der Moral*, in: ders., *Kritische Studienausgabe*. Bd. 5. Zweite, durchgesehene Aufl., hg. von G. Colli, M. Montinari. Berlin, New York: de Gruyter, S. 245-412.
- Nordau, M. 2012. *Entartung*. 2 Bde. Berlin, Boston: de Gruyter (Erstausgabe 1892/93).
- Novalis 1960. *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Historisch-kritische Ausgabe*. Zweite, nach den Handschriften ergänzte, erweiterte und verbesserte Aufl. Bd. 2: *Das philosophische Werk I*, hg. von R. Samuel in Zusammenarbeit mit H.-J. Mähl und G. Schulz. Stuttgart: Kohlhammer.
- Platon 1992. *Timaios*, hg. und übers. von H. G. Zekl. Hamburg: Meiner.
- Piltzner, K., (Hg.) 1998. *Elektrizität in der Geistesgeschichte*. Bassum, Diepholz: Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik.
- Rabinbach, A. 2001. *Motor Mensch. Kraft, Ermüdung und die Ursprünge der Moderne*, übersetzt von E. M. Vogt. Wien: Turia + Kant (Orig. *The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity*, 1990).
- Radkau, J. 1998. *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. München: Hanser.
- Roelcke, V. 1999. *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790 bis 1914)*. Frankfurt/M.: Campus.
- Rosen, K. von 1904. *Über den moralischen Schwachsinn des Weibes*. Halle a. S.: Carl Marhold.
- Schmenner, R. 1998. *Die Pastorale. Beethoven, das Gewitter und der Blitzableiter*. Kassel u. a.: Bärenreiter.
- Sloterdijk, P. 2011. *Stress und Freiheit*. Berlin: Suhrkamp.
- Stumpp, G. 1992. *Müßige Helden. Studien zum Müßiggang in Tiecks »William Lovell«, Goethes »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, Kellers »Grünem Heinrich« und Stifters »Nachsommer«*. Stuttgart: M&P, Verlag für Wissenschaft und Forschung.
- Tissié, P. 1897. *La fatigue et l'entraînement physique*. Paris: F. Alcan.

Vatin, F. 1998. »Arbeit und Ermüdung. Entstehung und Scheitern der Psychophysiologie der Arbeit«, übersetzt von E. Moldenhauer, in: *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von P. Sarasin, J. Tanner. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 347-368.

Worbs, M. 1983. *Nervenkunst. Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende*. Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt.

Xenophon. 2003. *Erinnerungen an Sokrates. Memorabilia*, hg. und übers. von P. Jaerisch. Düsseldorf: Artemis & Winkler.

Zola, E. 1988. *Das Paradies der Damen*. Berlin: Rütten & Loening. (Orig. *Au bonheur des dames*, 1884).